

## Universitätsgottesdienst 16.6.2013, Predigttext Lukas 19,1-10

Liebe Universitätsgemeinde,

Was soll eine vergleichsweise gut bestallte Professorin über diesen reichen Zöllner sagen, der bekehrt sein ganzes Geld den Armen gibt? Wie könnte ich zur Nachfolge aufrufen, wenn ich gerade bequem mit dem BMW nach Marburg gekommen bin und nicht vorhabe, auf dem Rückweg mit dem Regionalexpress zu fahren? Wenn sich aber bereits hier der Graben zeigt, zwischen der, alle sozialen Regeln verwerfenden, inspirierten Zeit der frühen Christen und unserer Gegenwart, in der wir uns nicht nur materiell behaglich einrichten, dann wird es etwas komplizierter.

Ich möchte Sie mitnehmen auf meinem Weg der Annäherung an diesen Text, ein Weg, der sicher auch durch den erstaunlichen Rollenwechsel geprägt ist, den ich heute vornehme, wenn ich von der Sitzbank zur Kanzel wechsele.

So ist meine erste Lesart der Geschichte eher distanziert. Es muss einem aufgeklärten Geist schwerfallen, sich mit dem Autoritätsgefüge und den Protagonisten dieser Geschichte bei Lukas anzufreunden:

Wenn ich sie in ihren religionshistorischen Kontext stelle, sehe ich den Prediger Jesus, der schon einige Berühmtheit erlangt hat, sonst würde sich keine Menschenmenge bilden, wenn er durch die alte Stadt Jericho kommt. Eine Menge, die so dicht und bewegt um Jesus drängt, dass Zachäus, ein kleiner Mann, auf die Idee kommt, in einen Baum zu steigen, um den Meister zu sehen. Der erinnert an einen Typus, der in Indien verbreitet ist: der religiöse Lehrer, der Guru, dem eine heilspendende Präsenz zugesprochen wird, an welcher Gläubige durch bloßes Erblicken, *darshan*, teilhaben, so als würden sie dadurch körperlich berührt. Und entsprechende Lehrmeister erfüllen huldvoll diese Erwartungen, wie in der Geschichte Jesus, indem sie zurückblicken und Menschen aus der Menge mit ihrer Gunst und ihrem Segen beschenken. In einem solchen Kontext, bei einem solchen Menschenbild, das besondere Weisheitslehrer quasi deifiziert, ist erwartbar, dass ein Mann wie Zachäus sich äußert beglückt dieser Autorität unterordnet, seinem Leben eine neue Wendung gibt und Jesus wunschgemäß beherbergt. Denn er ist in heilstechnischer Hinsicht durch die Aufmerksamkeit Jesu ohne gleichen ausgezeichnet.

Der Guru-Vergleich deutet es schon an, auch das Verhalten Jesu bedarf m.E. der Mühe der Annäherung. Denn auf den ersten Blick verhält auch er sich eigenartig. Er zieht als ein Lehrer durch die Lande, der sich nicht scheut, seine Aura und Autorität spielen zu lassen. Er pickt sich jemand aus der Menge heraus und lädt sich in dessen Haus ein, in diesem Fall sicher in eine sehr bequemes.

Vielleicht ist eine solche Interpretation unüblich, womöglich ist sie in ihrer Kritik auch ebenso einseitig, wie es der Text vordergründig zu sein scheint. Schauen wir, ob die Geschichte noch anderes Potenzial birgt. Zachäus ist ja kein ganz uninteressanter Mann, vielleicht weil seine Motivation einigermaßen im Dunkel bleibt und Raum für Spekulationen eröffnet: Wir kennen seinen Beruf und seine materiellen Verhältnisse als wohlhabender Oberzöllner. Und wir wissen, dass er in irgendeiner Weise durchaus an Jesus interessiert war, sonst hätte er sich nicht die Mühe gemacht, auf den Baum

zu klettern. Vielleicht ist er gar nicht so unsympathisch, denn er ähnelt vielen unserer Zeitgenossen, zumindest in Nordeuropa, die weniger materielle Not leiden, dafür aber in seelischer oder womöglich spiritueller Hinsicht ein Defizit verspüren. Da kommt ein interessanter religiöser Lehrer, und man kann ihn sich ja einmal anschauen.

„Unter jedem Dach wohnt ein ‚Ach‘“. Meine Freundin Nina hat mir einmal diese etwas altmodisch klingende, aber sehr menschenfreundliche Lebensweisheit mit auf den Weg gegeben. Vielleicht hat auch Zachäus, der sich dann so plötzlich und begeistert zu Jesus bekehrt, innere Nöte, über die wir nur mutmaßen können. Ich fühle mich dabei an den iranischen Schriftsteller Said erinnert, vielleicht weil Iran näher an Jericho liegt als Marburg. Von Said gibt es ein Buch mit Neudichtungen von Psalmen, die von der oftmals beklemmenden Ambivalenz unseres Daseins sprechen. Ein Beispiel trage ich Ihnen vor, quasi als Illustration dessen, was vielleicht auch Zachäus bewegt haben könnte:

„herr

entzweie dich

für den abtrünnigen der ich bin

für meine zornlosen hände

für meine selektive treue

die alles verrät

bis auf träume und gebete.“ (Said, Psalmen, München 2007, S. 8)

Zachäus war sich vielleicht sehr bewusst, dass er für eine Besatzungsmacht arbeitete, sich unethisch bereicherte, er wusste um seine eigene Schwäche, seine „zornlosen Hände“, sein im wahrsten Wortsinne asoziales Verhalten: die „selektive Treue, die alles verrät“ – „bis auf Träume und Gebete“. Letzteres zeigt: Er hatte zumindest noch eine Ahnung von einer besseren Rolle für sich selbst. Er steht damit im Grunde paradigmatisch für uns alle, die, je länger das Leben währt, immer wieder ihre eigenen Defizite und Fehlbarkeiten vor Augen sehen und manchmal nur hoffen können, hier irgendwann von außen, gnädig, neue Wege aufgezeigt zu bekommen.

Diese Option bricht nun plötzlich durch Jesus in die Erzählung hinein. – Die Geschichte bekommt einen sehr viel besseren Klang, wenn man Jesus nicht nur als Mensch, als hochverehrten, geradezu verklärten Wanderprediger, sondern gleichermaßen auch als Gott wahrnimmt: Dann wohnt seinem Agieren ein revolutionärer, für die damalige Zeit zumindest gänzlich neuer Zug inne. *Dann kommt Gott zu den Menschen, den Armen, den Kranken, den sozial Stigmatisierten.* Er kehrt damit ein ganzes Religionssystem um, das mehrheitlich in einem hierarchisch organisierten Tempeldienst bestand, egal ob in Jerusalem für Jahweh oder in den Städten im Umland für irgendeine vorderorientalische Gottheit. Die *Menschen bewegten sich physisch zu den Göttern* und deren Wohnsitzen hin, den exklusiven Tempeldienst versahen ausgewählte Priester; gewöhnliche Sterbliche sahen die Götter in ihren Sanktuarien nicht, der im Sinne des *do ut des* erwartbare Verdienst bei einer solchen Gottheit hing davon ab, wie groß die dargebrachte Opfergabe war. – In Jericho nun geschieht das Gegenteil: Jesus wendet sich denen zu, die zuvor aus materieller Not kaum auf positive Zuwendung seitens der Götter hoffen konnten – und er sucht bewusst *a u c h* diejenigen, die darüber hinaus, materiell keine Sorgen haben, aber dennoch, seelisch und sozial, in heillosem Zustand sind. Entsprechend schließt Jesus „Ich bin gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ging.“

Die beglückende Umkehr üblicher, uns voneinander und von Gott trennender „Unordnungen“, die Hoffnung, dass auch wir einfach, durch die Gnade einer nichtmenschlichen Instanz, eine neue, sinnhafte Verortung erfahren, wäre ein schöner Schluss, quasi ein Happy End einer Predigt, mit dem wir alle getrost nach Hause gehen könnten – oder fahren.

Stattdessen möchte ich noch auf einen Film hinweisen, der, zwar nicht mit brillianter Umsetzung, auf einer charmanten Idee basiert: „Das hält kein Jahr“ (2013), eine Liebesgeschichte, die beim üblichen Happy End, der Hochzeit eines jungen Paares, ansetzt. Der Film handelt von dem was später kommt, wenn ein Paar geheiratet hat, aber bereits das Umfeld urteilt, dass es in verschiedener Hinsicht gar nicht wirklich zueinander passe. Was geschieht, wenn sich romantische Hoffnungen an der Realität messen lassen müssen? Wie arrangieren sich zwei Menschen? – Wie arrangiert sich Kirche als Gemeinschaft? Ist sie weiter als die Menge um Jesus und Zachäus in Jericho?

Wenn wir uns umschaun, dann spiegelt bereits dieser Kirchenraum anthropologische soziale Muster, die eine uns alle potenziell verbindende Gemeinschaft normalerweise verunmöglichen. Es gibt religiöse Spezialisten, die zwar in evangelischer Deutung nicht sakrosankt, die aber symbolisch einen erhabenen Ort einnehmen und von dort aus zu anderen sprechen, die sich im Rahmen des Gottesdienstes nicht äußern können. Man könnte darüber nachdenken, was die Predigt eigentlich für ein Format ist – jedenfalls ist es nicht unmittelbar auf wechselseitige Kommunikation angelegt.

Ähnlich wirken die Sitzreihen, die zwischen vorne und hinten trennen. Normalerweise werden diese Plätze nach sehr feinen, ungeschriebenen Regeln der engeren oder weiteren Zugehörigkeit zu einer Gemeinde gewählt. Nicht so brutal wie Zachäus zunächst die Sicht auf Jesus verwehrt wurde können bereits solche Raumstrukturen Menschen ausgrenzen, sich überhaupt auf einen Gottesdienst einzulassen. Sie ahnen nicht, was es entgegen des Raumgefühls für Möglichkeiten der Teilhabe gibt, dass z.B. eine nicht ordinierte Person durchaus einmal auf der Kanzel stehen kann, wie heute ich.

In der Moschee steigt der Prediger nur auf die 3. Stufe der höheren Kanzel, um sich sichtbar nicht allzu sehr über die Gemeinde zu erheben, wozu die Kanzel hier samt Treppe um 180°gedreht werden müsste. Die Baha'i versuchen allzu menschlichen, trennenden, Verhaltensmustern Einhalt zu gebieten, in dem sie gar keine Kanzeln aufstellen und in ihren Rundtempeln bewusst darauf achten, dass sich in der Kerngemeinde keine Sitzordnung einspielt. Seit der Reformation finden sich etliche Kirchenneubauten, die ebenfalls mit runden Auditorien Gemeinden neue Dynamik verleihen wollten. Aber auch die beste Architektur vermag nur einen Rahmen zu setzen.

Mir scheint es vielmehr wie bei einer guten Party zu sein: Sie kann noch so gut organisiert sein, die Stimmung müssen die Gäste selbst mitbringen. Das scheint, bezogen auf die Gemeinschaft, um die es hier geht, die schwierigste Aufgabe von allen – auf andere mehr als nur vordergründig zuzugehen, auch wenn sie erkennbar einen anderen Lebensstil oder eine andere Weltanschauung pflegen; einen Vertrauensvorschuss zu geben und wie bei Zachäus anzunehmen, dass sich dies lohnt, weil tief drin jeder sein eigenes Päckchen zu tragen hat. Und diese Zuwendung zu meinem Gegenüber durchzuhalten, auch wenn ich spüre, dass ich selbst womöglich irritiere und wohl vertraute Sozialformen infrage stelle: wie wir alle hier in diesem Raum, Akademiker, Nichtakademiker, Kirchnahe und Kirchenferne, Männer, Frauen, unterschiedlichste Lebensweisen abbilden. Diese Nahbereiche auszuloten und auszuhalten, fällt mir interessanter Weise sehr viel schwerer als etwa

Begegnungen im islamisch geprägten Ausland, wo elaborierte Höflichkeit Unterschiede kurzzeitig sehr beglückend überspielen kann.

Die Geschichte bei Lukas weist uns auf solche Zusammenhänge hin: Zachäus wird die befreiende Möglichkeit, die darin steckt, seinen unmittelbaren gesellschaftlichen Grenzen aktiv entgegenzuwirken, erkannt haben. Aber es geht nicht nur um soziale Hürden, er wird gleichermaßen auch einen Zugang zum Glauben gefunden haben. Seine äußere Bewegung, schnell vom Baum herunter und Jesus entgegen, gibt dem Ausdruck. Auf diesem Weg könnte, zumindest für kostbare Momente, das gelingen, was wir in Galater 3:28 lesen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau: denn ihr seid allesamt einer in Jesus Christus.“ Ich finde, mit dieser Aussicht lässt sich gut schließen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, möge unsere Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus. Amen.